



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

-o. W.-: Berliner Briefe.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hörbar erscholl der alte Kampfesruf: Sie Welfen, sie Ghibellinen. Und wahrlich, nicht die schlechtesten Kräfte sandten ihre Sehnsucht und ihre Gedanken nach dem Norden; dort feierte die Treue eines frommen jugendstarken Volkes, das schlicht in aller Größe blieb, ihr Dankesfest; das Volk, das hier um die Altäre stand, konnte mit reinem Auge gegen Himmel schauen.

Und in Rom? Dort feierte ein Greis seinen Jubeltag, der mit List und Gewalt seine eigene Vergötterung ertroht, der die Frömmigkeit nur in der Allmacht seiner selbst und die Treue nur in der Knechtschaft des Erdballs findet. Tausende von Thalern lagen zu seinen Füßen; aus dem Scherflein der Wittwe und dem Groschen des Armen, den man betrog, sind sie zusammengepreßt und der alte unersättliche Mann greift gierig nach diesem Blutgeld. Warum — um seine Herrschaft, nicht um die Wahrheit zu befestigen!

Auch eine bairische Deputation stand vor der Schwelle des Vatican. Sie bestand aus Aristokraten, die in unversöhnlichem kleinlichem Hass ihre Vaterlande den Rücken kehren, weil es freier und mächtiger geworden ist, als in feudalen Zeiten; sie bestand aus den Faiseurs der hiesigen ultramontanen Partei, die mit der Wuth des Jacobiners gegen alle staatliche Autorität losstürzt und aus vielen, von denen man sagen darf: sie wissen nicht, was sie thun! Es wäre thöricht, wollte man diese als die Vertreter der Gesinnung betrachten, die in Baiern herrscht; sie sind nur die kleine Ziffer, um jene größere festzustellen von denen, die Deutschland über alles stellen. Denn das dürfen wir nie vergessen, die kirchliche Bewegung und die nationale sind eins. Sie waren es zur Zeit, da jener Schlachtruf von Welfen und Ghibellinen erscholl; sie waren es im alten Reiche und sind es im neuen.

Berliner Briefe.

Berlin, den 30. Juni 1871.

Berlin ist unleugbar in seine „todte Jahreszeit“ eingetreten. Todt ist die Jahreszeit nun freilich nicht, im Gegentheil freut sich Berlin, seit Jupiter Pluvius auch einen wohlverdienten Urlaub nehmen zu wollen scheint, seines Lebens recht sehr und unbekümmert darum, daß alle seine Brauereien zu Actiengesellschaften umgewandelt sind, stürzt es sich aus allen Thoren (in der That ist dies eine poetische Lizenz, da die Thore dem Geiste der Freizügigkeit zum Opfer gefallen sind) in hundert Biergärten und wer nicht nur den Abend,

sondern auch den Nachmittag sein nennen kann, der macht eine Partie auf's Land,

wo das Rauschen des Bachs,
wo der blinkende Kiesel
Tugend und Weisheit lehrt.

Und wenn das auch nicht immer der Fall ist, so herrscht doch gesunde Lust, frisches, freies, fröhliches Jugend- und auch sittiges, gemüthvolles Familienleben in diesen sämtlichen Vergnügungen vor, obgleich Berlin mehr und mehr „Weltstadt“ wird.“ Viele bezweifeln das freilich und sprechen uns jede Anlage für eine solche Laufbahn ab. Die Sache hat auch ihre ernste Bedeutung. Die „Weltstadt“ hängt auf das Innigste mit der Centralisation des nationalen Lebens zusammen und eine solche liegt nun einmal nicht in dem deutschen Charakter. Als die ersten Nachrichten von den Gräueltaten der Pariser Commune die Welt erschütterten, that ein großes, freisinniges und geistvoll redigirtes Provinzialblatt in seinem und seiner Leser Namen ein pathetisches Gelübde, nie zu dulden, daß Berlin ein Paris werde, und, ob laut oder nicht laut ausgesprochen: ein ähnlicher Gedanke lebt in jeder Provinzialhauptstadt, in Köln wie in Königsberg, in Breslau wie in Stettin. Er war vor dem Kriege vorhanden und hat sich während des Krieges stark gesteigert, wozu die landsmannschaftliche Zusammengehörigkeit der einzelnen Armee-Corps (auch eine jener Institutionen, welche erst in fernen Jahrhunderten, wenn auch sie dem Verderben anheimgefallen sein wird, das alles Bestehende bedroht, ein Geschichtsschreiber und Philosoph erst vollständig bewundernd würdigen wird) außerordentlich viel beiträgt. Provinzielle Selbständigkeit und einheitliche, stramme Leitung von Oben sind niemals so wirkungsvoll und glücklich vereinigt worden, als in Preußen, und wie man schon deutlich erkennen kann, daß sich die 1866 neu erworbenen Provinzen vollkommen in den Organismus des Ganzen einfügen, ohne der Fliehkraft ein Uebergewicht zu geben, so läßt sich auch erwarten, daß allmählig das ganze Deutschland in ähnlicher Weise, wie es früher Preußen gethan hat, in seinen Gliedern selbständiges Leben bewahrt, ohne die Einheit aufzugeben. Wir wollen nicht, daß Deutschlands Kopf und Herz in einer Stadt liege, wie die Franzosen von Paris sprechen, sondern das Leben soll überall gleich stark, gleich edel sein. Der ganze ruhige, praktische, nüchterne Mechanismus der Regierung sorgt auch dafür, daß Berlin kein nachtheiliges Uebergewicht erhält. Er erreicht, was die Amerikaner dadurch erreichen, daß sie Washington zur Bundeshauptstadt machen und was die Franzosen erreichen wollen, indem sie die Regierung gern von Paris fern halten wollen. Aber dies ist immer nur ein Nothbehelf, denn der natürliche Platz der Regierung ist da, wo die reichsten materiellen und geistigen Mittel versammelt sind und die Gefahr liegt nur darin, daß eine große

Hauptstadt einen übermächtigen Einfluß auf die Regierung und auf die Volksvertretung übt. Das ist in Preußen ein einzigesmal, im Jahre 1848 geschehen. Seitdem ist niemals etwas Ähnliches vorgekommen. Die Socialdemokratie hat ihren Hauptsitz in abgelegenen Fabrikstädten und wenn jezt nach der vollständigen Zerfahrenheit aller politischen Parteien einmal ein neuer Anstoß gegeben werden wird, was ja früher oder später sicher eintreten muß, so kann man sicher sein, daß ihn Berlin nicht geben wird. Deshalb kann man auch das rasche Wachsthum Berlins sehr ruhig mit ansehen. Es enthält keine Gefahr und wenn es eine solche enthielte, so würde sich dagegen nichts durch Gewalt thun lassen, am Wenigsten durch eine Beschränkung der mühsam erworbenen und nie wieder rückgängig zu machenden Freizügigkeit, sondern nur durch eine Stärkung der vorhandenen Gegengewichte, die in einem selbständigen, kraftvollen Provinzialleben liegen. — o. W. —

Die jesuitisch- klerikale Partei und das deutsche Reich.

Berlin, 30. Juni 1871.

Am 21. Juni Abends brachte die Neue Preussische Zeitung einen Artikel gegen die klerikale Partei, der nicht verfehlen konnte, in ganz Deutschland Aufmerksamkeit zu erregen. Der Artikel besprach die klerikale Fraction des Reichstags und erklärte, diese Fraction habe vergeblich sich dadurch einen politischen Anstrich zu geben versucht, daß sie den Namen „Fraction des Centrums“ angenommen. Die Fraction sei gebildet von den Koryphäen derjenigen Partei innerhalb der katholischen Kirche, welche als die Bundesgenossin des römischen Jesuitismus bezeichnet werden müsse. Es habe diese Partei alle Mittel in Bewegung gesetzt, um die Einheit Deutschlands und zumal die Gründung des deutschen Reiches zu hindern.

In der That, wem fallen bei diesen Sätzen nicht die ultramontanen Intriguen ein, durch welche noch im Anfang des Jahres 1870 das Ministerium Hohenlohe in Baiern gestürzt wurde, wer erinnert sich nicht dabei der Thätigkeit des Herrn Windthorst, des einstigen Welsenministers, der nunmehr als Welsenminister in partibus zu betrachten ist. Gerade Herr Windthorst aber ist die Seele der sogenannten Fraction des Centrums. Und wie steht es mit dem hochwürdigen Bischof von Mainz, Herrn von Ketteler? Des deutschen Reiches Gönner sitzen in dieser Fraction nicht vereinigt, das sieht ein Blinder. Sollte das ein Zufall sein? Sollte wirklich eine gemeinschaftliche Ansicht über die besten Mittel, das deutsche Reich zu festigen und in seinen wohlthätigen Leistungen zu fördern, diese Herren zusammengeführt haben? Die Miene, daß man bloß eine besondere Ansicht vertrate, wie dem deutschen Reich am besten zu dienen sei, hat das „Centrum“ allerdings angenommen. Es wäre unklug gewesen, eine so lange ersehnte Bildung, wie das deutsche Reich, die so kraftvoll in die Wirklichkeit getreten, mit offenen Waffen zu bekämpfen. Die indirecten Waffen, das Reich in seinen Lebensbedingungen und